

k.u.k. Anekdoten

Amüsantes und
Heiteres aus dem
Kaiserhaus



Nikolaus
von Preradovich

Weltbild

k.u.k.
Anekdoten

Nikolaus
von Preradovich

k.u.k.
Anekdoten

Amüsantes und
Heiteres aus dem
Kaiserhaus

Weltbild

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.at

Sonderausgabe für Weltbild Verlag GmbH, Salzburg
Copyright © 1975 by Amalthea Signum Verlag GmbH, Wien

Einbandgestaltung: Beatrice Schmucker, Augsburg

Titelbild: Österreichische Nationalbibliothek

Gesamtherstellung: CPI Moravia Books s.r.o., Pohorelice

Printed in the EU

ISBN 978-3-903159-43-3

2020 2019 2018

Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Lizenzausgabe an.

Inhalt

Vorwort	7
Maria Theresia	13
Der Wiener Hof	27

Vorwort

Warum ich dieses Buch geschrieben habe? Das war ein sonderbares, aber liebenswertes Unternehmen, dieses „alte Österreich“, die österreichisch-ungarische Monarchie zu schildern, die Monarchie auf Kündigung, wie ironische Skeptiker meinten. Am besten fange ich mit mir selbst an! Als ich geboren wurde – 1917 –, bin ich nach der landläufigen Vorstellung „Österreicher“ gewesen. Dem war jedoch keineswegs so. Unsere Familie hatte im Dorfe Veliki Gyurgyevac Heimatzuständigkeit. Der Ort lag im Comitats Belovar im Königreich Kroatien. Dieses Königreich seinerseits gehörte jedoch als integrierter Bestandteil – und das seit dem Jahre 1102 – zum Reiche der Stephanskronen. Deshalb bin ich nicht österreichischer, sondern ungarischer Staatsbürger gewesen. So einfach war das! Die sogenannte Doppelmonarchie reichte von der russischen bis zur schweizerischen, von der preussischen bis zur türkischen Grenze. In ihr lebten – mit mehr oder minder großer Begeisterung – Deutsche und Madjaren, Polen und Ukrainer, Tschechen und Mährer, Rumänen, Italiener und Zigeuner, Juden und Slovenen, Kroaten und Serben, Slovaken und Bosanczen, Hercegnovcen, Arnauten und Friauler. Diese unterschiedlichen Völker sprachen naturgemäß desgleichen äußerst unterschiedliche Sprachen. Sie schrieben deut-

sche, lateinische, cyrillische, jüdische und türkische Schrift. Sie beteten zwar alle zu Gott, taten dies jedoch wieder auf die verschiedenste Art. Neben den römischen gab es griechische Katholiken, hinzu traten Lutheraner und Calviner, Griechisch-Orthodoxe, Muselmanen und Anhänger des mosaischen Glaubensbekenntnisses. Das war nicht ganz einfach, alle diese Nationen unter einen Hut zu bringen. Als der Nationalismus der Eliten zum Volksnationalismus geworden war, konnte sich auch kein Staatsmann mehr rühmen, dieses Kunststück fertiggebracht zu haben. Im Jahre 1918 ist das Deutsche Kaiserreich zusammen-, die Österreichisch-Ungarische Monarchie jedoch auseinandergebrochen, und das ist ein beträchtlicher Unterschied.

Das Regierungssystem nach dem sogenannten „Ungarischen Ausgleich“ war – um dies vorsichtig auszudrücken – ein wenig kompliziert. Das Kaisertum Österreich, welches von 1804 bis 1867 gedauert hatte, wurde in dem zuletzt genannten Jahr in zwei Teile zerlegt. Der eine nannte sich „Das Reich der Heiligen Stephanskrone“, also Ungarn, der andere verfügte über keinen eigenständigen Namen. Die Bezeichnung der sogenannten österreichischen Hälfte lautete offiziell: „Die im Reichsrat vertretenen Königreiche und Länder.“ Sowohl in Wien als auch in Budapest existierte ein Abgeordneten- sowie ein Ober- oder Herrenhaus. Es gab in beiden Hauptstädten je einen Ministerpräsidenten mit einem vollständigen Ministerium, mit alleiniger Ausnahme des

Auswärtigen. Es residierten also die k.u.k. gemeinsamen Ministerien für Finanzen, Krieg und jenes des Kaiserlichen und Königlichen Hauses und des Äußeren. Nur dieses Amt war als alleinstehendes Phänomen vorhanden. Unter dem Vorsitz des k.u.k. Außenministers tagten gelegentlich die sogenannten Delegationen. Das waren Parlamentarierabordnungen aus Wien und Budapest. Sie sollten sich jeweils um Ausgleich bemühen, der meist zugunsten der politisch wesentlich durchschlagskräftigeren Madjaren ausfiel. Die gesamte bewaffnete Macht war auf folgende Weise unterteilt: Das k.u.k. gemeinsame Heer und die k.u.k. gemeinsame Kriegsmarine stand sämtlichen Beteiligten offen. Sodann existierten zu mehr oder minder individuellem Gebrauch die k.k. Landwehr – ich bitte, besonders auf das fehlende „u“ – „und“ zwischen den beiden k.k. zu achten – und die Königlich Ungarische Landwehr, die sogenannte Honved. Diese konnte auf Deutsch k.u. = Königlich ungarisch oder auf madjarisch m.k. = magyar kiralyi genannt werden. Im gemeinsamen Heer, der gemeinsamen Kriegsmarine und der k.k. Landwehr war das Deutsche die Dienstsprache. Zu dieser allgemein verordneten Dienstsprache kam noch die jeweilige Regimentssprache, denn die beste Dienstsprache ist zu nichts nütze, wenn der ruthenische Bauernjunge sie nicht verstehen kann. In der ungarischen Honved war selbstverständlich madjarisch Dienstsprache. Eine besondere Extrawurst ist den Kroaten gebraten wor-

den. Sie verfügten – im Rahmen der k.u. oder m.k. Honved – über eine eigene Landwehrdivision, die sogenannten Domobranen, die ihrerseits als Dienstsprache kroatisch verwenden durften. Die Polen hätten auch gerne eine Königlich Galizisch-Lodomersche Landwehr – möglichst nur aus Ulanen bestehend – ihr eigen genannt. In diesem Truppenteil hätte natürlich nur und ausschließlich polnisch gesprochen werden dürfen, wengleich ein gutes Drittel der Bevölkerung aus Ruthenen bestand und daher das Ukrainische als Umgangssprache benützte. Wie dem allen auch immer gewesen sein mag, die Doppelmonarchie ist im Jahre 1918 in ihre Bestandteile zersprungen. Heute weinen ihr vielleicht manche Tränen nach. Darum geht es jedoch nicht! Damals wollten die einzelnen Völker neue Staaten gründen oder sich an die Nationalstaaten ihrer Völker anschließen. Das Areal der verflorenen Österreichisch-Ungarischen Monarchie gehört heute zu Österreich, Italien, der Tschechoslowakei, zu Polen, der Union der sozialistischen Sowjetrepubliken, zu Ungarn, Rumänien und Jugoslawien. Eine ziemlich bunte Palette, kann man wohl sagen. Um das Phänomen dieses Staates aufzuheben, müßten Sie zumindest je eine Geschichte der einstmals in der Doppelmonarchie vertretenen Völker lesen. Dabei würden Sie zu der Erkenntnis kommen, daß die Ungarn über Siebenbürgen ganz was anderes schreiben als die Siebenbürger über Ungarn oder die Rumänen über beide. Sie wären somit dazu gezwungen, eigenständige Stu-

dien anzustellen. Das aber würde Jahre Ihres Lebens kosten. Deshalb habe ich dieses Buch geschrieben. Vielleicht ist es an Hand dieser kleinen Geschichten leichter und heiterer, in die große Geschichte einzudringen, als mit Hilfe von großen, wissenschaftlichen und trockenen Werken. Ich darf mir derartige Respektlosigkeiten erlauben, denn ich habe selbst eine Anzahl solcher Arbeiten publiziert.

Hannover im Sommer 1975

Nikolaus von Preradovich

Maria Theresia

Maria Theresia regierte von 1740 bis 1780. Sie hat als Kaiserin zahlreiche grundlegende Reformen durchgeführt und sechzehn Kinder geboren. Die Kaiserin war einem allzu ausgelassenen Treiben der Lustbarkeit durchaus abhold. Sie fand, ihre Hofdamen verwendeten viel zu viel Zeit auf Bälle, Tanzereien und sonstige Unterhaltungen. Tatkräftig und von raschem Entschluß – wie sie zeitlebens gewesen ist – erließ sie sogleich eine Verordnung, die jene ausschweifenden Festlichkeiten einschränken sollte. An eine der betroffenen Aristokratinnen richtete sie kurz nach der Publikation des Verbotes die Frage: „Ist Sie darüber sehr unglücklich? Sie findet mich wahrscheinlich wieder einmal zu streng.“ Die Hofdame war gut abgerichtet. Sie erwiderte untertänig: „O bitte, Euer Majestät, keineswegs. Sie haben auch in diesem Falle – wie stets, wenn ich diesen Umstand besonders hervorheben darf – in jeder Hinsicht völlig recht.“ Maria Theresia schmunzelte und meinte: „Ich sehe deutlich, daß Sie mir um jeden Preis schmeicheln will. Aber das macht nichts. Ich gestehe, daß mir solche Komplimente – auch wenn ich sie nicht glaube – dennoch stets von neuem Vergnügen bereiten.“

Philosophischen Disputen und ähnlichen Kapriolen ist die ungewöhnlich realistisch denkende

Monarchin stets abgeneigt gewesen. Einmal erklärte ihr ein überaus gelehrter Herr, das einzig richtige sei die vollkommene Einsamkeit. Nur in diesem Zustand könne man sich wahrhaft sammeln. Erst so wäre es möglich, sich geistig zu konzentrieren. Dies aber – die absolute Konzentration – sei die erste Voraussetzung zu fruchtbarer geistiger Arbeit. Darauf meinte die Kaiserin trocken: „Sie haben sicher ganz recht, mein lieber Professor, Einsamkeit ist gewiß eine schöne Sache. Allein, es macht doch erst den rechten Spaß, wenn man jemand begegnet, dem man die Tatsache mitteilen kann.“

Der Botschafter des Großherrn, des Sultans in Konstantinopel, war zu einer Audienz bei der Kaiserin angemeldet. Der osmanische Großwürdenträger erschien in malerischer Aufmachung und mit einer beträchtlichen Anzahl von Gefolgsleuten in der Hofburg zu Wien. In Dingen der Religion und der Sittlichkeit kannte Maria Theresia keinen Spaß. Kaum war der Pascha erschienen, überfiel sie ihn sogleich mit den Worten: „Ich halte es für ungewöhnlich bedauerlich, daß die Vielweiberei in den Herrschaftsgebieten des Padischah nicht allein gestattet, sondern sogar geboten ist. Ich kann diese gewissermaßen staatlich verordnete Unmoral ganz und gar nicht billigen. Die Beziehungen zwischen Wien und Istanbul würden sich wesentlich verbessern, wenn in diesem Punkte Abhilfe geschaffen werden könnte.“ Der ebenso höfliche wie schlaue

Oriente verneigte sich bis zur Erde und sprach: „Unsere Religion erlaubt es uns, mehrere Frauen gleichzeitig zu besitzen. Allein, dies ist aus einem ganz besonderen Grund verordnet worden. Wir sollen in den vielen Frauen alle jene guten Eigenschaften vorfinden, die in der Person Eurer Majestät vereint sind.“

Eine der Hofdamen der Monarchin führte eine nicht ganz einwandfreie Ehe. Maria Theresia war entrüstet. Sie setzte auf der Hofrangliste neben den Namen der Hocharistokratin eine nichts weniger als schmeichelhafte Bemerkung. Die Prinzessin stammte aus einer der ersten Familien des Landes. Sie verfügte damit über eine weitverzweigte und einflußreiche Verwandtschaft. Mit einem solchen Clan wollte oder konnte sich nicht einmal die Kaiserin anlegen. Unterschiedliche Würdenträger legten sich ins Mittel. Endlich war Maria Theresia bereit, nachzugeben. Der Tadel sollte auf der Rangliste gestrichen werden. Nur höchst ungerne ließ sich die Landesmutter zu diesem Schritt überreden. Endlich war so soweit. Resigniert meinte die hohe Frau: „Also, meinetwegen, ich streich‘ die Geschichte weg. Aber ich will es so machen, daß man gleich merkt, daß hier radiert worden ist.“

Stets war Maria Theresia darauf bedacht, möglichst bedeutende Kräfte an die Wiener Hofoper zu engagieren. Ansonsten war sie eher der Sparsamkeit zugeneigt. Bei der Hofoper aber war sie

bereit, bedeutende Summen aufzuwenden. Eine bekannte italienische Sängerin war nach Wien berufen worden. Sie verlangte nicht weniger als 5.000 Gulden monatlich. Dies war für die damalige Zeit eine geradezu astronomische Summe. Als die Kaiserin von der Forderung hörte, rief sie entsetzt aus: „Das ist ja ungeheuerlich. Soviel bekommen ja nicht einmal meine Feldmarschälle.“ Die Primadonna aus Italien bemerkte spitz: „Dann würde ich Euer Majestät raten, einen Chor aus Generalfeldmarschällen zusammenstellen zu lassen.“ Die Kaiserin ließ die vorlaute Bemerkung durchgehen und engagierte die Sängerin trotz der hohen Forderung.

Gelegentlich müssen Diplomaten von ihren Posten abberufen und in andere Länder versetzt werden. Man behauptet: Wenn ein Botschafter zu lange an ein und demselben Ort ist, würde er nicht mehr sein Land in der Fremde, sondern vielmehr die fremde Macht in seinem Land vertreten. Maria Theresia war diese These auch bekannt. Jedenfalls entsandte sie eines Tages einen neuen Ambassadeur an den Hof einer bedeutenden Macht. Zum Abschied bemerkte sie: „Die wichtigste Instruktion, die ich Ihnen auf den Weg mitgeben möchte, ist die folgende: Ich möchte, daß Sie, Exzellenz, in jeder Hinsicht das genaue Gegenteil von dem machen, was Ihr Vorgänger getan hat. Ich habe ihn eben seiner ungeschickten Haltung wegen abberufen.“ Der geschmeidige Diplomat erwiderte: „Ich werde

versuchen, so zu handeln, daß Euer Majestät nicht genötigt sein werden, meinem Nachfolger eine gleichlautende Weisung mit auf den Weg zu geben.“

Eine junge, attraktive Schauspielerin, die über ein weites Herz verfügen sollte, trat gelegentlich in einer Hosenrolle auf. Nach der Vorstellung meinte sie, auf ihren Erfolg überaus stolz: „Ich habe so reussiert wie noch nie. Das halbe Theater hat mich tatsächlich für einen Mann gehalten.“ Die Bemerkung ist der Kaiserin hinterbracht worden. Sie war bei Theaterleuten in Sachen der Moral etwas weitherziger als sonst. Daher meinte sie nur: „Na, die soll sich nicht so aufspielen. Die andere Hälfte der Besucher weiß nämlich ganz positiv, daß die kein Mann ist.“

Ein Angehöriger der Arcieren-Leibgarde ertappte seine Gemahlin in den Armen eines seiner Kameraden. Wütend fuhr er den Liebhaber seiner Frau an: „Wenn ich Dich noch einmal hier erwische, dann schmeiß ich Deinen Helm zum Fenster hinaus.“ Der Casanova dachte bei sich: „Das ist ja nicht so schlimm. Darauf will ich es gerne ankommen lassen.“ Kurz danach kam der Gardist abermals ganz unerwartet nach Hause. Wen fand er im süßen tête à tête mit seiner Frau? Wieder den bewußten Kameraden. Jetzt ging dem betrogenen Ehemann die Sache über die Hutschnur. Er machte seine Drohung wahr. Sodann warf er sich der Kaiserin zu Füßen und bat um Gnade.

Maria Theresia fragte: „Was hat Er denn angestellt?“ „Ich habe den Helm meines Kameraden, den ich zum zweiten Mal bei meiner Frau vorfand, zum Fenster hinausgeworfen...“ Die Monarchin überlegte ganz kurz und erwiderte: „Na, mein Gott, das ist ja am Ende kein solches Verbrechen. Ich billige Ihm meine Gnade zu.“ Darauf bemerkte der Hahnrei kleinlaut: „Majestät, wenn ich noch eine Erklärung hinzufügen darf. Im Helm befand sich der Kopf meines Nebenbuhlers.“ Diese Eröffnung verblüffte die Kaiserin nicht wenig. Dennoch meinte sie abschließend: „Da ich Ihm nun einmal Gnade zugesichert habe, soll es auch dabei bleiben.“

Ein Hofkavalier hatte eine Frau, die alle Vorzüge in sich vereinigte, die man von einer Ehefrau schlechthin erwarten darf. Sie ist von wundervoller Schönheit und von trefflicher Geburt gewesen. Dazu war sie unermesslich reich. Dennoch wünschte der Edelmann hartnäckig, von seiner Frau getrennt zu leben. Maria Theresia kümmerte sich um alle Dinge der Ehe in ihrer näheren und ferneren Umgebung. Sie war ungemein überrascht, als sie von dem Wunsch des Kämmerers hörte. Keine Freundin von Umwegen, fragte sie den Grafen höchst direkt: „Warum wollen Sie mit Ihrer Frau nicht mehr zusammenleben? Sie ist doch geradezu das Muster aller guten Eigenschaften.“ Daraufhin antwortete der Aristokrat: „Majestät, betrachten Sie doch einmal mein Schuhwerk. Sie werden sogleich erkennen, daß

diese Fußbekleidung ausgezeichnet angefertigt ist. Allein, wo mich der Schuh drückt, das kann man von außen her nur schwer erkennen.“

Ständig wimmelte es am Hof von allen möglichen kleinen Erzherzoginnen und Prinzessinnen sonstiger Art. Eine von diesen besaß eine kleine Katze und eine große Puppe. Maria Theresia wandte sich liebevoll an das Mädchen: „Sag einmal, was hast Du lieber, das Katzerl oder die Puppe?“ Die Prinzessin überlegte kurz und antwortete prompt: „Weißt Du, Großmama, eigentlich habe ich die Katze am allerliebsten. Aber sag bitte, um Gottes Willen, nichts der Puppe davon.“

Der Großbotschafter des Schahs von Persien überreichte der Monarchin ein prachtvolles Diamanthalsband als Angebinde seines Herrn. Die Kaiserin besaß dergleichen Geschmeide bereits in ausreichendem Maße. Sie ließ sich also aus dem Kollier ein anderes Schmuckstück anfertigen. Um jeder Mißdeutung aus dem Wege zu gehen, zeigte sie dem persischen Diplomaten die neue Fassung und sagte: „Ich hoffe, der Schah in Schah wird über die Ohringe, die ich mir aus dem Halsschmuck habe verfertigen lassen, nicht ungehalten sein.“ Der Botschafter wußte, wie man solche Bemerkungen auf die beste Art beantwortet. Er sagte: „Mein Gebieter wird sich glücklich schätzen, daß Euer Majestät seiner bescheidenen Huldigung gütigst Ihr Ohr geliehen haben.“

Ursprünglich wollte die Kaiserin ihren ältesten Sohn Joseph mit einer neapolitanischen Prinzessin verheiraten. Sodann aber einigte man sich auf eine Tochter des Herzogs von Parma. Den Affront gegenüber Neapel erklärte die Monarchin mit den folgenden Worten: „Inzwischen brachten wir in zuverlässige Erfahrung, daß die Gesundheit und Leibesgestalt der ältesten neapolitanischen Prinzessin nicht so beschaffen sei, um mit ihr und unserem ältesten Sohne Liebden eine vergnügte Ehe zu stiften.“

Einige Zeit danach stand die Vermählung der Erzherzogin Josepha mit dem Kronprinzen von Neapel bevor. Folgende Instruktion erging an die Erzieherin der betreffenden Erzherzogin, eine bayerische Gräfin von Lerchenfeld: „Die Saubrigkeit ist genau zu beachten, sowohl im Waschen als Kampeln, das alle Tage geschehen soll.“

Bei einem ähnlichen Anlaß schreibt Maria Theresia über eine andere ihrer zahlreichen Töchter: „Ihr Gesicht ist nicht allzu einnehmend, aber auch ihr Gehaben ist es nicht. Sie wissen, wie sehr man die verstorbene Königin – eine geborene Prinzessin von Sachsen – haßte, weil sie nicht genügend leutselig war. Vor allem aber soll meine Tochter fleißig sein, denn Müßiggang ist für alle Menschen, jedoch am meisten für junge Eheleute Gift.“

Erzherzogin Charlotte konnte sich mit ihrer Erzieherin – einer Gräfin zu Brandis aus Südti-

rol – absolut nicht vertragen. Sie wollte die Hofdame ausgewechselt sehen. Die Kaiserin gab dem Wunsch nach. Sie machte ihrer Tochter jedoch ernst Vorhaltungen: „Gut also, ich will Dich nicht mehr als Kind behandeln, denn Du bist jetzt fünfzehn Jahre alt. Verhalte Dich aber auch danach und stelle den rüden Ton gegenüber Deinen Damen ab. Auch von Launen will ich nichts mehr hören. Daß Du welche hast, weiß ich von Freunden, denen das aufgefallen ist und die darüber bestürzt sind. Frauen müssen sanftmütig sein, sonst werden sie wenig geschätzt und noch weniger geliebt. Deine Stimme und Deine Art zu sprechen sind sehr unangenehm. Du mußt Dir also mehr Mühe geben als andere, um Dich zu ändern und Dich nicht soweit zu vergessen, daß Du die Stimme erhebst. Sei niemals müßig. Das ist gefährlich für alle Welt und noch mehr für Dich, deren Kopf beschäftigt werden muß, um zu verhindern, Kindereien und beleidigende Bemerkungen zu machen, bei Deinem maßlosen Wunsch, Dich wenig vernünftig zu unterhalten. Man muß nur wollen und sich ein wenig zusammennehmen, und Du wirst sehen, wie diese innere Freude süßer und bleibender ist, als alle lärmenden Vergnügen dieser Welt, die nur ermüden und schreckliche Leere zurücklassen. Zähle auf all meine Hilfe und Zärtlichkeit, die nur mit meinem Leben enden wird.“

Erzherzogin Josepha, die nach Neapel gehen sollte, war plötzlich verstorben. Ihr Bräutigam,

König Ferdinand von Neapel, war gerade 17 Jahre alt geworden. Also richtete Maria Theresia an den Chef der Familie, den König von Spanien, einen Brief. Sie schrieb an den Hof in Madrid: „Ich billige Ihnen jetzt sofort jene meiner Töchter zu, die Ihnen am meisten passend erschiene.“ So lautete der erste Entwurf der Epistel. Offensichtlich fand die Kaiserin das Schreiben allzu entgegenkommend. Sie änderte den Text ein wenig: „Ich beeile mich, Euer Majestät meine lebhafteste Dankbarkeit auszudrücken, und da ich nicht weniger eifrig die Verbindung meines Hauses mit dem Eurer Majestät wünsche, billige ich Ihnen mit rechtem Vergnügen eine der mir verbliebenen Töchter zu, um den Verlust jener gut zu machen, die wir betrauern. Ich habe derzeit zwei, die passen könnten. Die eine ist die Erzherzogin Amalia, von der man findet, daß sie ein hübsches Gesicht hat und die ihrer Gesundheit nach eine zahlreiche Nachkommenschaft versprechen dürfte. Die andere ist die Erzherzogin Charlotte, die auch kerngesund und um ein Jahr und sieben Monate jünger als der König von Neapel ist. Ich überlasse es Euer Majestät, frei zu wählen und mir in der Antwort jene von den zweien zu bezeichnen, die Sie für Ihren Sohn für geeigneter halten.“

Zu „diesem Zwecke“ geeigneter erschien der spanischen Majestät Erzherzogin Charlotte oder Marie Caroline, wie sie auch genannt wurde. Als es dann soweit war, unterwies Maria Theresia

ihre Tochter, wie sie sich in der Fremde zu verhalten habe: „Die Ehe und ihre Süße ist das einzig wirkliche Glück in der Welt. Ich wünsche es Dir ebenso, wie ich es 29 Jahre hindurch genossen habe. Mische Dich nur insoweit in die Geschäfte, als es der König wünschen wird und Du glaubst, ihm nützlicher sein zu können als andere. Dies ist ein sehr heikler Punkt. Gib ihm alle Ehre vor der Welt und begnüge Dich mit seinem Herzen und seinem Vertrauen, die einzigen Güter, die ohne Preis sind. Aber wie es in jedem Reich Unzufriedene gibt und man tatsächlich sagt, es gebe deren in Neapel sehr viele, höre alle Welt, gib ihnen gute Worte und lasse sie hoffen, daß Du den König davon unterrichten wirst. Das einzige Mittel, um Frieden zu halten, ist, nur wenige oder gar keine Vertrauten zu haben, kein Geheimnis anzuhören und alle Intrigen von vorneherein abzuschneiden. Du wirst leicht an der Haltung des Königs und an seinen Manieren erkennen, daß man diesbezüglich seine Erziehung nicht allzu ernst genommen hat. Er ist förmlich stolz darauf, die platte neapolitanische Mundart zu sprechen, so daß ein Fremder Mühe hat, ihn zu verstehen. Er scheint aber eine gewisse Milde in seinem Charakter aufzuweisen und eine Seele zu besitzen, die dem Guten zugewandt ist. Du mußt Herz und Vertrauen Deines Gatten gewinnen. Man kann ganz gut in feiner Weise und in Zärtlichkeit den Schmerz ausdrücken, den einem gewisse Dinge bereiten, aber niemals dabei Vorwürfe, lange Erklärungen und noch weniger

Streitereien anwenden. Du weißt, daß Frauen den Willen ihrer Gatten, ja selbst ihren Launen unterliegen müssen, soweit diese unschuldig sind. Die Welt muß glauben, daß Du nur nach dem Geschmack Deines Gatten denkst und handelst. Verlasse Deinen Mann so wenig wie möglich. Folge ihm daher überall, solange er Dich bei sich haben will. Du darfst ihm aber auch nicht zur Last fallen. Da Dein Mann nun einmal liebt zu scherzen und den Hanswurst zu spielen, lasse ihn dabei und tue selbst zu Anfang mit, aber doch immer mit etwas Zurückhaltung.“

Der mächtigste Mann im Königreich Neapel war zu der damaligen Zeit der leitende Minister, Marchese Tanucci. Um den Gewaltigen richtig zu behandeln, riet die Kaiserin zu folgender Taktik: „Da Du fast alle Welt zu bekämpfen haben wirst, mache ich Dich wiederholt aufmerksam, daß Du Dich nicht im vornehinein gegen jemand einnehmen lassen sollst. Es ist das Los aller eifrigen Minister, Ihren Nebenbuhlern und Neidern zur Zielscheibe zu dienen. Wenn wir sie nicht halten, wenn wir sie nicht gegen den Haß, die gemeinen Vorurteile, den Neid und die Eifersucht vor ihresgleichen schützen würden, wir fänden keinen mehr. Man muß also recht vorsichtig vorgehen, bevor man sich entschließt, sich gegen einen solchen Mann wie Tanucci zu stellen, der alles Vertrauen seines Monarchen besitzt. Ich will indes nicht damit sagen, daß Du Dich gänzlich der Führung Tanuccis überlassen sollst.“

Die meiste Sorge bereitete der Kaiserin, daß ihre Tochter in ein so gänzlich anderes Milieu versetzt werden sollte. Sie versuchte, der Erzherzogin die Unterschiede der beiden Völker vor Augen zu führen: „Die Italiener sind lebhafter und selbst geistreicher als unsere guten Deutschen, man muß also ihnen gegenüber sehr vorsichtig sein. Ich kenne an Dir viel Unvernunft. Das ist eine Folge Deines Alters und mangelnder Erfahrung. Du mußt also mehr als andere auf Deiner Hut sein. In Neapel hat man viel für Engländer übrig und hegt Vorurteile gegen die Franzosen. Hüte Dich auch, in dieses Horn zu blasen. Bleibe unparteiisch und preise das, was an den zwei Nationen lobenswert ist, die alle beide viel Gutes haben. Erzähle nicht zuviel von dem, was unser Land angeht, ziehe auch keine Vergleiche zwischen hier und dort. Jedes Land hat sein Gutes und sein Böses, so hat nun einmal die Vorsehung ihre Gaben verteilt.“

Maria Theresia hatte auch in der Politik den größten Respekt vor der Moral. Noch als junge Königin schrieb sie an den späteren Fürsten von Kaunitz-Rietberg: „Ein Fürst besitzt keine größere Berechtigung als jeder Privatmann.“ Daher war sie mit der ersten Teilung Polens gar nicht einverstanden. Die Monarchin gab ihrer Einstellung zu dem Problem gegenüber ihrem Sohn, Joseph II., und gegenüber dem Staatskanzler Kaunitz drastischen Ausdruck: „Wenn ich schon längst tot sein werde, wird man erfahren, was aus

dieser Verletzung von allem, was bisher heilig und gerecht war, hervorgehen wird.“

Das sechzehnte Kind der Kaiserin wurde auf den Namen Maximilian getauft. Der Erzherzog sollte nur 44 Jahre alt werden. Er residierte als Kurfürst und Erzbischof in Köln. Prinzessin Amalie von Neapel schilderte ihren Oheim so: „Er ist ein Ungeheuer an Dicke. Man bekommt förmlich Angst vor ihm und gleichzeitig tut er einem leid. Man stelle ich vor, er kann sich kaum bewegen. Dazu ißt er wie ein Wolf. Bei der Hoftafel schläft er immer ein und schnarcht.“ Kein Wunder, daß der Kirchenfürst kein hohes Alter erreichte. Am 27. Juli 1801 besuchte Erzherzog Maximilian seine Schwester Elisabeth. Zum „Nachtisch“ verzehrte er zwei Masthähne und einen großen Korb Obstes. „Plötzlich aber sank er vom Sessel und war tot, bevor er auch nur das Wort Jesus über die Lippen bringen konnte.“